

Zeitschrift: Heimat heute / Berner Heimatschutz
Herausgeber: Berner Heimatschutz, Region Bern Mittelland
Band: - (2017)

Artikel: Berner Wohnsiedlungen nach der Erdölkrisse
Autor: Schnell, Dieter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-836351>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berner Wohnsiedlungen nach der Erdölkrisse

Für die Architektur in der Schweiz bedeutete die Erdölkrisse 1973 das Ende eines langen Baubooms, der zugleich eine Zeit der Wachstumseuphorie und des Glaubens an eine bessere Welt gewesen war. Die Erdölkrisse war allerdings nicht der einzige Grund für die unmittelbar folgende Architekturkrisse, sondern wohl eher nur der sprichwörtlich letzte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hatte.

Der Ruf der «modernen Architektur»

1973. Das Öl embargo der OAPEC-Staaten führte den westlichen Industrienationen unmissverständlich ihre Abhängigkeit von fossilen Energieträgern vor Augen. Der Baubranche brachen auf einen Schlag die Aufträge weg. Dies war jedoch nur ein Teil des Problems. Viel schlimmer und länger anhaltend war der sich rasant verbreitende schlechte Ruf, den die «moderne Architektur» bei den Laien besass. Sie galt vielen als hässlich und monoton, Hochhäuser als menschenverachtend und Beton wurde gar zum Symbol einer geschmacklosen, einzig auf Rendite ausgerichteten Spekulationsarchitektur.¹ Die Architektinnen mussten auf der schwierig gewordenen Suche nach Bauaufträgen also nicht nur gegen die rezessionsbedingte Auftragsflaute, sondern zugleich auch gegen eine grosse Architekturverdrossenheit antreten. Nur wer glaubhaft machen konnte, eine «alternative» (ein damaliges Modewort) Architektur zu vertreten, hatte überhaupt eine Chance, beauftragt zu werden. Die vier im Folgenden vorgestellten Siedlungen aus dem Raum Bern zeigen die Vielfältigkeit dieser Suche nach «Alternativen».

Holenacker, 1973 bewilligt, 1980–1984 realisiert

Die Siedlung Holenacker ist in diesem Artikel insofern eine Ausnahme, als dass sie schon vor der Krise geplant und vom Stimmvolk bewilligt, aber erst ein paar Jahre danach mit zahlreichen Anpassungen an die rasch wachsende Hochhauskritik realisiert worden ist. Der Holenacker war die letzte Hochhaussiedlung in Bern, die unmittelbar vor Ausbruch der Erdölkrisse die Volksabstimmungshürde gerade noch nehmen konnte. Anlässlich der Einweihung 1984 sahen sich die Bauherrschaft und die Investorinnen genötigt, in der Zeitschrift *Das Wohnen* auf die Kritik am Wohnhochhaus einzugehen und die Qualitäten der Neubauten zu betonen. Am Ende des Artikels lesen wir im Kapitel «Grundsatzaufgaben zum Wohnhochhaus»: «Das Wohnhochhaus begegnet heute sehr starker Kritik. [...] Durch

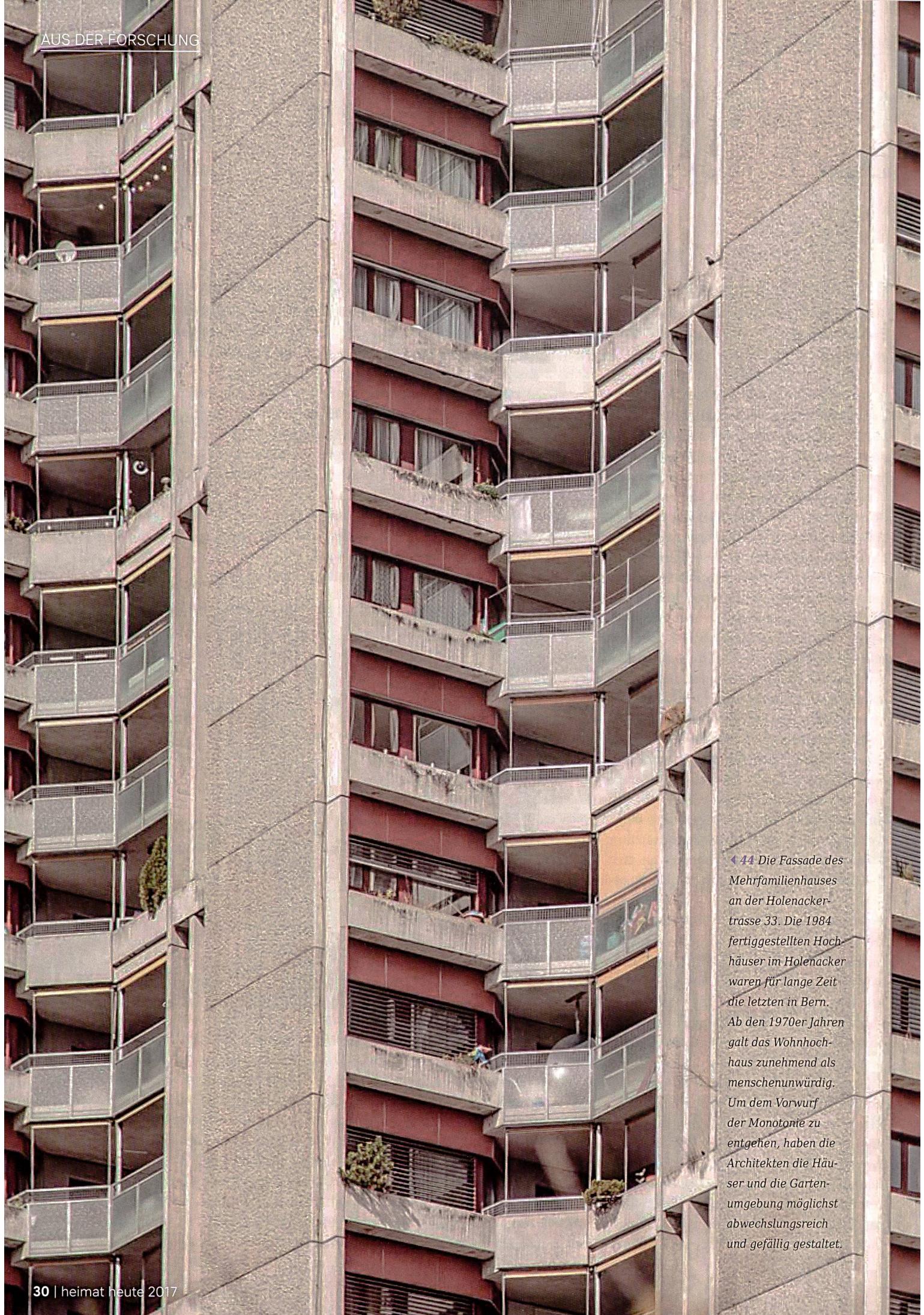
Studien von Publikationen und Diskussionen mit Hochhausbewohnern stellten [die Architektinnen] einen Katalog der Mängel auf, ganz gleich ob objektiver Art oder eher subjektiv empfunden. Jeder Mangel wurde dann eingehend untersucht, und es wurde versucht, eine Möglichkeit der Behebung zu finden.»² In der Folge geht der Artikel auf fünf Hauptkritikpunkte gegen das Wohnhochhaus ein, versucht, diese zu widerlegen, oder beschreibt die



beim Holenacker dagegen getroffenen Vorkehrungen. Die Hauptkritikpunkte sind: «1. Das Hochhaus macht krank, Beton macht krank; 2. Das Hochhaus ist unwohnlich; 3. Der Blick in die Tiefe ist beängstigend; 4. Das Hochhaus ist kinderfeindlich; 5. Das Wohnen im Hochhaus führt zur Vermassung.» Wie wenig überzeugt der Autor von seiner Parteinahme für das Wohnhochhaus war, lässt die Schlussbemerkung erahnen: «Eines sei zuletzt erwähnt: Ob sich eine Familie, eine Gemeinschaft oder eine alleinstehende Person in ihren Räumen wirklich

▲ 43 Der Holenacker als letzte Hochhaussiedlung in Bern, die unmittelbar vor Ausbruch der Erdölkrisse die Volksabstimmungshürde gerade noch nehmen konnte.

◀ 44 Die Fassade des Mehrfamilienhauses an der Holenackerstrasse 33. Die 1984 fertiggestellten Hochhäuser im Holenacker waren für lange Zeit die letzten in Bern. Ab den 1970er Jahren galt das Wohnhaus zunehmend als menschenunwürdig. Um dem Vorwurf der Monotonie zu entgehen, haben die Architekten die Häuser und die Gartenumgebung möglichst abwechslungsreich und gefällig gestaltet.



zu Hause fühlt, hängt nicht nur von der baulichen Gestaltung ab. Wesentlich ist das Gefühl von Sicherheit an Stelle von Angst vor Kündigung, das Gefühl, für sein Geld das Bestmögliche zu erhalten, das Gefühl, vom Hausbesitzer nicht nur als Postcheck-Nummer, sondern als Mensch betrachtet zu werden.» Bezeichnend ist auch die Tatsache, dass der Artikel ausschliesslich Hochhäuser behandelte. Reihenhäuser und Maisonettewohnungen waren zum damaligen Zeitpunkt offenbar völlig unproblematisch und bedurften keiner Rechtfertigung.

Siedlung Villette, Muri bei Bern, 1978–1980

Die Siedlung Villette war eine Antwort sowohl auf den Monotonie-Vorwurf an die Architektur der Bauboomzeit als auch auf die Frage der Individualisierung und der Einflussmöglichkeiten der späteren Bewohner auf den Entwurf und den Planungsprozess. Die beiden Architekten Hans Hostettler (o. A.-o. A.) und Ulrich Stucky (1925–2003) entwickelten ein komplexes System von tragenden Wänden, das insgesamt eine einheitliche Architektursprache versprach und damit die verschiedenen Häuser zu einer Gruppe zusammenzubinden vermochte, dabei aber jeder Bauherrin ausreichend Spielraum für die Verwirklichung ihrer Wünsche und Vorstellungen gewährte.



In einem Typoskript aus dem Nachlass von Stucky lesen wir: «Das Ueberbauungskonzept geht von der Grundidee aus, nach welcher die individuellen Bauvorhaben durch die Bildung von Baugruppen zusammengeschlossen und mit grosszügig konzipierten Freiräumen und Gemeinschaftsanlagen zu einem Ganzen zusammengefügt werden. Der einzelne Bauherr unterwirft sich einigen gemeinsamen Gestaltungsprinzipien, die eine durchgehende architektonische Qualität gewährleisten, gleichzeitig jedoch ebenfalls angemessenen Spielraum für die individuelle Gestaltung offen lassen.»³ Die Siedlung kennt nicht einzelne Parzellen, sondern versucht die Aussenräume architektonisch zu definieren und den jeweiligen Einheiten oder der gesamten Gemeinschaft zuzuordnen. Die Häuser werden zu Baugruppen zusammengefasst, so dass möglichst abwechslungsreiche Aussenräume entstehen. Auf einer öffentlich zugänglichen Fussgängerverbindung werden abwechselnd verschiedene Durch- und Einblicke gewährt oder verwehrt.



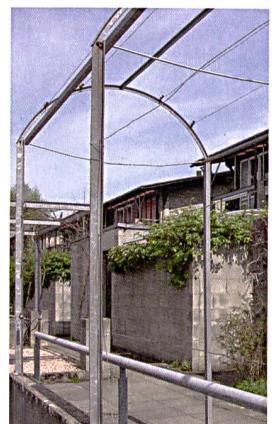
▲ 45 Einheitliche Systembauten mit individueller Ausgestaltung: Die Siedlung Villette in Muri bei Bern.

◀ 46 Einblick in einen Privatgarten in der Siedlung Bleiche in Worb.

▼ 47 Erschliessungsweg in der Bleiche.

Siedlung Bleiche, Worb, 1978–1981

Die Siedlung Bleiche war bereits zu ihrer Bauzeit ein Vorzeigeprojekt in Bezug auf die Partizipation der zukünftigen Bewohnerinnen; ihre Entstehung wurde gar von Sozialwissenschaftlerinnen begleitet und ausgewertet. Franz Oswald (*1938), Professor an der ETH und neben H. R. Abbühl und F. Hubacher (o. A.-o. A.) einer der Architekten, schrieb über das Konzept: «Projektierung und Realisierung der Bleiche gingen vom Grundsatz aus, den Bewohnern soviel Entscheidungsfreiheit wie möglich bei der Gestaltung des gemeinschaftlichen und des individuellen Wohnbereichs zu gewähren.





▲▲ 48 ▲▲ 49 Einblicke in die öffentlichen Bereiche der Siedlung Hintere Aumatt in Hinterkappelen.

Bauliche Festlegungen hatten Spielräume für die Verwirklichung künftiger, bei Bezug noch nicht bekannter Bedürfnisse und Wünsche offenzulassen.^{»4} Diese Freiheiten gingen so weit, dass man in der Projektierung zwischen Rohbau und Ausbau strikt unterschied: Der Rohbau wurde von einem festgelegten Architektenteam entwickelt und von den zukünftigen Bewohnerinnen genehmigt, den Ausbau sollten die späteren Bewohnerinnen individuell gestalten. Zum Ausbau zählten nicht nur die Wand-, Decken- oder Bodenbeläge und die Unterteilung des Grundrisses mit Wänden und Türen, sondern auch die Lage und Ausstattung der Bäder und Küchen. Selbst die wohnungsinterne Treppe war

in Lage und Form frei wählbar. Ursprünglich war man davon ausgegangen, dass die Bewohnerinnen eigene Architektinnen für den Ausbau beziehen oder sich gar vorerst in den Rohbau einquartieren würden, um den Ausbau in Etappen nach den sich zeigenden Bedürfnissen zu realisieren. Die Auswertung ergab allerdings, dass viele von ihnen dem Architektinnenteam, das den Rohbau entworfen hatte, auch gleich den Ausbau übertrugen und erst in das vollendete Haus einzogen.

Siedlung Hintere Aumatt, Hinterkappelen, ab 1973 geplant, 1981–1992 in Etappen realisiert

«An einem Südhang, 7 km vom Zentrum entfernt, sind die Wohnbauten der Hinteren Aumatt in zwei Bauzeilen so angeordnet, dass jeweils zwischen den parallelen Gebäudereihen eine Raumfolge von Gassen, Plätzen und Durchgängen entsteht. An diesem öffentlichen Außenraum liegen hangseits im Sockel der Wohngebäude Ateliers und Gemeinschaftseinrichtungen und gegenüber, vor den Reihenhäusern, halböffentliche Vorgärten. Wohnungs- und Gassenraum überlappen sich in den Eingangsnischen. Beabsichtigter Kontrast zwischen urbanem Wohnungsgefüge und ländlicher Umgebung.»^{»5} Anderorts lesen wir kurz und klar, die «Aumatt» sei ein «städtisches Dorf»^{»6}, womit das Hauptanliegen der ARB-Architekten, auf einen Nenner gebracht ist. Zu den ARB-Architekten gehörten um 1980 Kurt Aellen (*1938), Franz Biffinger (*1939) sowie Thomas und Peter Keller (o. A.–o. A.). Die Grosssiedlungen der Bauboomzeit hatten die Gasse als ein Relikt des 19. Jh. verachtet und einen ausdifferenzierten Außenraum, der von öffentlichen, halböffentlichen bis zu privaten Außenräumen unterschiedlichste Qualitäten anbietet, als spiessbürgerlich abgelehnt.

Nun war man wieder bereit, strukturell auf Altbewährtes zurückzugreifen, ohne dabei gestalterisch und im Einsatz der Materialien von den Errungenschaften und Glaubenssätzen der Moderne auch nur um Haarsbreite abzuweichen. In diesem Bereich wären Zugeständnisse von den Fachkollegen sofort als «Anbiederung» geächtet worden. In der Anordnung von Ateliers entlang der Gasse kann man einen Versuch der Nutzungs durchmischung und damit eine leise Kritik an der modernen

Funktionentrennung im Städtebau erkennen. Dass die Gasse den Fußgängern vorbehalten bleibt, dürfte der aufkommenden Ökobewegung und ihrer Verdammung des Automobils geschuldet sein – was bei einer 7 km vom Stadtzentrum entfernt liegenden Siedlung leicht heuchlerisch wirken mag.

Die Beteiligung der späteren Bewohnerinnen an der Planung, das Einbringen individueller Wünsche, aber auch das gemeinsame Absprechen und Aushandeln, das Übernehmen und Übergeben von Verantwortung war Teil des langen und komplizierten Planungsprozesses. Gleichzeitig war dieses komplizierte Planungsverfahren auch der Grund, weshalb die einzelnen Gassenabschnitte nicht in einer einzigen Bauphase, sondern nacheinander geplant und errichtet worden sind. Interessant ist dabei die Tatsache, dass die einzelnen Bauabschnitte nicht im Sinne eines Weiterbauens, sondern als neue, wiederum in sich geschlossene Einheit behandelt worden sind.



Eine Rehabilitierung der Grosssiedlungen tut Not

Während der Grosssiedlungsbau mit der Erdölkrise ein Ende gefunden hat, war das Interesse an einer Reihenhausiedlung nach dem Vorbild der stets im Hinterkopf der Architektinnen anwesenden Halensiedlung⁷ ungebrochen. Zum einen stand dieser Siedlungstyp nicht wie die Hochhausiedlung im Zentrum der Architekturkritik, zum anderen war hier die Zahl der späteren Bewohner so überschaubar, dass die sozialen und gruppodynamischen Planungsexperimente der 68er Generation einigermaßen zielführend durchgespielt werden konnten.

Auch waren die späteren Bewohnerinnen nicht finanziell schwache Kleinbürger oder Fremdarbeiterinnen wie in den Hochhäusern, sondern meist gut ausgebildete, mittelständische Angestellte, die für Sozialexperimente sowohl die Zeit, das Interesse, die Motivation und auch das nötige Geld aufbringen konnten.

Heute, da die Grosssiedlungen zum Teil sanierungsbedürftig werden, ist die in den 1970er Jahren entstandene Geringschätzung leider noch immer spürbar: Das Verständnis für eine Unterschutzstellung dieser lange als unattraktiv geltenen Gebäude ist kaum vorhanden, obwohl gerade diese Grossanlagen das Lebensgefühl und die wirtschaftlichen Entwicklungen der 1960er, 70er und 80er Jahre sehr deutlich illustrieren und sich gerade deshalb besonders gut als «Zeitzeugen»⁸ im Sinne eines Denkmals eignen.

Dr. Dieter Schnell ist Privatdozent, Prof. BFH für Architekturgeschichte und Leiter des MAS Denkmalpflege und Umnutzung an der Berner Fachhochschule.

Anmerkungen

- 1 Vgl. hierzu Dieter Schnell, Die Architekturkrisen der 1970er Jahre, Baden 2013; Dieter Schnell, Die Architekturkrisen der 1970er-Jahre und der Heimatschutz, in: heimat heute 2013, S. 17–22; Dieter Schnell, Das abrupte Ende des Grosssiedlungsbaus, in: Heimatschutz, 2013, Nr. 2, S. 20–23.
- 2 Überbauung «Holenacker». Das Wohnhochhaus, in: Das Wohnen, 1984, Nr. 4, S. 58–60.
- 3 gta-Archiv der ETH Zürich, Nachlass Stucky; Dokumentation Ueberbauung Villette Muri/Bern.
- 4 Franz Oswald, Vielfältig und veränderbar. Wohnquartier Bleiche, Worb (Bern), in: Werk, bauen + wohnen, 1982, Nr. 4, S. 24–31.
- 5 Werk-Material: Siedlung Hintere Aumatt, Hinterkapellen BE, in: Werk, bauen + wohnen, 1986, Nr. 17 (Beilage), S. 1.
- 6 ARB (Photos, Essays, Catalog), Basel Boston Berlin 1999, S. 17.
- 7 Zur Halensiedlung vgl. den Artikel von Isabel Haupt in diesem Heft, S. 11–16 sowie Siedlung Halen, Meilenstein moderner Siedlungsarchitektur, hg. von Heinz J. Zumbühl, Barbara Miesch, Oliver Slappnig und Peter Kühler, Bern, Stuttgart, Wien 2010.
- 8 Vgl. den Artikel von Raphael Sollberger in diesem Heft, S. 6–10 sowie Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege, Leitsätze zur Denkmalpflege in der Schweiz, Zürich 2007, S. 14.

◀ 50 Stein des Anstoßes:
Die «moderne Architektur»
wie diejenige der Siedlung
Gäbelbach besaß bei Laien
keinen guten Ruf. Sie galt
vielen als monoton, ...



▲ 51 ... dabei illustrieren
gerade solche Grossanlagen
das Lebensgefühl der
Boomjahre und die damalige
Wachstumseuphorie beson-
ders augenfällig.